

LUCA VESTE
Die Lektion des Todes

Buch

Detective Inspector David Murphy ist seit mehr als zehn Jahren Ermittler bei der Polizei in Liverpool. Nach einer Familientragödie hat seine Vorgesetzte ihn fast ein Jahr lang keine Gewaltverbrechen mehr bearbeiten lassen, doch als die Leiche einer Studentin im Sefton Park auftaucht, soll er sich allmählich wieder in die Ermittlungsarbeit einfinden und sich an der Seite der jungen Detective Sergeant Laura Rossi dem Fall widmen.

Die Tote wird schnell identifiziert: Es handelt sich um Donna McMahon, die einige Tage zuvor als vermisst gemeldet wurde. Ihr Körper wurde merkwürdig arrangiert, doch nicht dies allein alarmiert die Ermittler. An ihrem Körper wurde überdies ein Brief befestigt, der Schlimmes vermuten lässt. Der Mörder hat an Donna ein Experiment nachgestellt, das die CIA bis in die Sechzigerjahre an nicht eingeweihten Versuchsobjekten exerziert hatte. Und der Mörder stellt der Polizei in Aussicht, dass Donna weder das erste noch das letzte Opfer seiner psychologischen Experimente gewesen sei ...

Autor

Luca Veste, Liverpools mit italienischen Wurzeln, arbeitete als Schauspieler, Musiker und Staatsdiener, bevor er sein Studium der Psychologie und Kriminologie an der Universität von Liverpool begann. Er ist Autor zahlreicher Kurzgeschichten, die in verschiedenen Publikationen veröffentlicht wurden, und lebt mit seiner Familie in Liverpool, dem Schauplatz seines Debütromans

Die Lektion des Todes.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

LUCA VESTE

DIE
LEKTION
DES
TODES

PSYCHOTHRILLER

Übersetzt von Leena Flegler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Dead Gone« bei Avon, a division of HarperCollins Publishers,
London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe Februar 2015
im Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright der Originalausgabe © 2014 by Luca Veste
All rights reserved.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© 2015 by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Johannes Frick
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock
Redaktion: Ivana Marinovic

wr · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38320-7

www.blanvalet.de

*Für Emma, Abs und Migs –
es ist wahr geworden.*

TEIL EINS

Das Leben ist angenehm.

Der Tod ist friedlich.

Es ist der Übergang, der schwierig ist.

Isaac Asimov

Bereits in jungen Jahren wird uns die Angst vor dem Tod gelehrt – jener unbegreiflichen Macht, auf die wir alle zustreben, einzig und allein, weil wir existieren. Dennoch wird dieser Aspekt des menschlichen Lebens in der westlichen Gesellschaft nicht gern thematisiert. Über den Tod wird in der Öffentlichkeit kaum je bereitwillig gesprochen, weil das Thema zu der Befürchtung Anlass bietet, möglicherweise verstörend oder verletzend zu sein. Dennoch ist dieser Aspekt des Lebens uns allen gemein, er geht uns alle an, ganz unabhängig von Herkunft, Geschlecht oder Neigung. Der Tod ist die eine Sache, die wir alle teilen, und doch wird er als »düsteres Thema« abgetan. Über die eigene Sterblichkeit zu sprechen, wird als taktlos und morbide empfunden.

Doch die Wahrheit ist und bleibt: Wir werden alle sterben. Jeder lebendige Organismus wird zu irgendeinem Zeitpunkt den Tod erfahren. »Das Ziel allen Lebens«, so schrieb Dr. Sigmund Freud, »ist der Tod.« Wir leben, um zu sterben. Der Homo sapiens als Spezies hat in den vergangenen Jahrhunderten herausragende technologische Fortschritte erzielt, doch eines ist uns nie gelungen und wird uns nie gelingen: als Individuen einer Gesellschaft auf eine immer gleiche Weise mit dem Tod umzugehen. Wir trauern unterschiedlich, wir sterben unterschiedlich.

Der Tod berührt uns alle. Sollten wir dem Tod mit Furcht entgegenblicken und versuchen, ihn verzweifelt zurückzuweisen, indem wir unser Leben künstlich verlängern? Wenn die Technologie sich so weit entwickelte, dass der Tod über-

windbar und ewiges Leben zu einer reellen Option würde, wären wir dann jemals in der Lage, wahrhaft zu leben?

Können wir den Tod, ohne die Möglichkeit, ihn und seine Konsequenzen für den Verstorbenen zu untersuchen, überhaupt in einer bedeutsamen Weise erforschen, ohne ihn je selbst zu erfahren?

Aus: »Leben, Tod und Trauer«,
in: *Psychological Society Review*, 72/2008.

Experiment zwei

Sie hatte nie Angst vor der Dunkelheit gehabt.

Nicht vorher.

Nicht, ehe die Dunkelheit unerwartet in ihr Leben eingebrochen war, sich wie eine zweite Haut um sie gelegt hatte und zu einem Teil von ihr geworden war.

Sie hatte nie Angst vor engen Räumen gehabt oder gefürchtet, dass die Wände um sie herum sich zusammenziehen könnten. Dass sie zu Tode gequetscht würde, ohne zu merken, dass die Mauern sich überhaupt bewegt hätten. Sie hatte sich nie vor Dingen gefürchtet, die um ihre Zehen herumkrochen. War nie ängstlich gewesen, wenn sie allein in einem dunklen Zimmer gesessen und sich gefragt hatte, ob irgendetwas ihr Gesicht streifte oder ob sie es sich nur einbildete.

Nein. Sie hatte zuvor nie Angst gehabt.

Jetzt schon.

Es hatte eine Zeit lang gedauert, bis sie Angst vor allem bekommen hatte, und Zeit war alles, was sie hatte. Sie erstreckte sich vor ihr bis in die Endlosigkeit. Sie gab sich selbst die Schuld. Gab ihren Freundinnen die Schuld. Gab ihm die Schuld. Sie sollte nicht hier sein, und irgendjemand war schließlich schuld daran.

Musste daran schuld sein.

Sie war eine verantwortungsvolle junge Frau geworden, genau wie es von ihr erwartet worden war. Vorbei waren die Zeiten, als sie ausgegangen war – manchmal

zwei-, dreimal die Woche. Karaoke am Freitag, jemanden abschleppen am Samstag, wenn irgendein passabler Typ ihr vor die Flinte lief. Dann ein ruhiger Sonntag. Mittlerweile war sie immer die Erste, die schon früh am Abend wieder heimfuhr, während die anderen gerade erst warm-liefen.

Das Gefühl, betrunken zu sein, behagte ihr nicht mehr. Der Kontrollverlust, der Mangel an Urteilsvermögen. Sie war sehr oft betrunken gewesen, bis sie eines Tages beschlossen hatte, dass dies nichts war, was verantwortungsbewusste junge Frauen taten. Ihre Mum hatte ihr das eingetrichtert, als sie ihr eines Nachts die Haare aus dem Gesicht gehalten hatte, während zwei Flaschen Weißwein und weiß der Himmel wie viele Wodka-Longdrinks wieder aus ihr hinauswollten.

Inzwischen blieb sie nach einem Arbeitstag lieber zu Hause und sah fern, besonders wenn er neben ihr saß. Es störte sie nicht einmal, dass er ständig den Laptop anschaltete und dieses bescheuerte Fußballmanager-Spiel spielte. Allein bei ihm zu sein reichte ihr schon.

Einen Drink nach Feierabend, ein Glas Wein zum Essen oder auch mal eine ganze Flasche am Wochenende gönnte sie sich immer noch. Aber mit dem Komasaufen war es vorbei, so viel war sicher.

Als ihr aber eine ihrer Freundinnen einen eisgekühlten Cheeky Vimto in die Hand gedrückt und behauptet hatte, sie werde ihn lieben, hatte sie nicht Nein gesagt. Alcopops mit Portwein. Wer dachte sich nur so was aus? Egal. Es war verdammt lecker gewesen.

Aus »noch einer« waren »noch vier« geworden, und ehe sie sich versehen hatte, war sie in einem Achtziger-Nachtclub gelandet und tanzte sich zu Chesney Hawkes die Seele aus dem Leib. Um zwei Uhr nachts verabschie-

dete sie sich. Sie mochte ihre Freundinnen. Ihre Mädels. Warum trafen sie sich eigentlich nicht häufiger?

»Jetzt schon? Wir teilen uns später ein Taxi. Der Club macht doch sowieso in einer Stunde zu.«

»Lass nur, schon in Ordnung. Ich bin kaputt und will ins Bett. Ich muss heim ... Nein, schon gut, ich geh rüber zum Tunnel am Museum, wenn ich hier keins kriege.«

Ihre Stimme war bereits heiser, weil sie die ganze Zeit über die Musik hatte hinwegschreien müssen. Sie versprach hoch und heilig, das Ganze bald zu wiederholen. Ihnen eine Nachricht zu schicken, wenn sie zu Hause angekommen wäre.

Dann war sie endlich raus aus dem Club. Der Türsteher hielt ihr auf der letzten Stufe die Hand hin, und gleichzeitig schlugen ihr die frische Luft und die Erkenntnis entgegen, dass sie betrunken war wie schon seit Langem nicht mehr. Sie durchsuchte ihre Handtasche nach ihrem Handy, fand es schließlich in der Seitentasche, in die sie es immer steckte, und versuchte, ein Taxi zu rufen, das sie nach Hause bringen würde.

»Verdammte Scheiße!«

Zu laut. Ihre Stimme hatte noch nicht begriffen, dass sie sich nicht länger im Club befand. Ein Pärchen startete sie im Vorbeigehen an, während sie mit ihrem verfluchten akkufressenden Smartphone weiterdiskutierte. Die Entscheidung, bequeme Schuhe zu tragen, erwies sich jetzt als die beste Idee des Tages. Sie machte sich auf den Weg zum Taxistand am Ende der Mathew Street und hoffte, dort nicht allzu lange warten zu müssen. Sie kam am alten Cavern Club vorbei, wo ein paar Touristen auf die Straße stolperten und mit ihnen der Krach einer Band, die alte Hits verstümmelte.

Sie konnte kein Taxi finden. Es waren zu viele Leute

auf der North John Street unterwegs. Sie kehrte den Lichtern der Clubs in der Innenstadt den Rücken und hoffte, dass sie eines am Tunnel würde abpassen können. Als sie noch jünger war, war es einfacher gewesen. Da waren sie immer genügend Leute gewesen, um sicher mit dem Nachtbus nach Hause zu kommen. Jetzt, da sie Geld verdiente, musste sie nicht mehr in einem vollen Bus sitzen, wo der Gestank von Dönern und Wodka-Shots sich in ihren Klamotten festsetzte. Wo die Jungs sich gegenseitig anpöbelten oder jedes Mädchen anbaggerten, das noch einen Puls hatte. Nein danke. Sie konnte sich die acht Pfund leisten und ohne all das Elend nach Hause kommen.

An der Ecke zum Museum hielt sie an und wartete darauf, dass ein Taxi mit angeschalteter Signallampe vor ihr auftauchte. Sie schlang die Arme um sich, als der kalte Wind an ihr zu zerren begann, nachdem sie stehen geblieben war und sich an die Mauer der St. John's Gardens gelehnt hatte. Das Museum zu ihrer Rechten. Die Einfahrt zum Birkenhead-Tunnel genau gegenüber. Sie wankte leicht zu der stummen Musik in ihrem Kopf.

Ihr war kalt, und sie wünschte, sie hätte einen wärmeren Mantel angezogen. Zehn Minuten verstrichen, dann fünfzehn, bis endlich ein Taxi auf sie zukam, vom Gas ging – und dann doch an ihr vorüberfuhr.

»Hey!«

Es steuerte aufs Stadtzentrum zu, kehrte dann aber doch um und hielt genau vor ihr an. Sie öffnete die Tür, nahm den Fahrer kaum zur Kenntnis, sondern rief ihm nur ihre Adresse zu und ließ sich dann auf den Sitz zurücksinken. Sie war heilfroh, in der Wärme des Wagens zu sitzen.

Während sie das Zentrum durchquerten, fühlte sie sich

zusehends unwohl. Der Fahrer starrte stur geradeaus und schenkte ihr nicht die geringste Aufmerksamkeit. Er hatte kein Wort gesagt, seit sie eingestiegen war. Wahrscheinlich einer dieser ausländischen Fahrer, die vermehrt aus Osteuropa oder sonst woher kamen. Das zumindest behauptete ihre Mutter. Sie sollte ihre Mum gleich morgen anrufen, dachte sie. Sie hatten in letzter Zeit nicht allzu viel Kontakt gehabt, und sie wollte sich auf den neuesten Stand bringen lassen.

Die vorüberhuschenden, verschwommenen Gebäude hatten eine geradezu hypnotische Wirkung, und sie musste ein paarmal gähnen, während das Taxi sich aus der Innenstadt hinaus in Richtung Zuhause schlängelte. Sie kämpfte gegen die Müdigkeit an – und verlor, als ihre Lider zu schwer wurden und schließlich geschlossen blieben.

Das war ihr Fehler.

Sie wachte davon auf, dass das Taxi stehen blieb. Als der Fahrer den Wagen verließ, hob sie verschlafen den Kopf und setzte sich verwirrt angesichts der plötzlichen Stille aufrecht hin.

»Ich bin wach, alles in Ordnung«, rief sie, doch da war er bereits um das Taxi herum, an ihrer Tür vorbei und aus ihrem Sichtfeld verschwunden.

Sie war nicht sofort panisch. Erst war es Verwunderung.

»Wo sind wir?« Die Fenster waren von innen beschlagen, und sie wischte mit der Hand ein Guckloch frei. Zu einer Seite säumten Bäume eine gekieste Auffahrt. Sie versuchte, die Tür zu öffnen, aber der Riegel rührte sich nicht. Sie kroch über den Rücksitz und versuchte es mit der anderen Tür. Gleiches Ergebnis. Sie wischte mit der Hand über das Fenster und sah auf der anderen Seite ein

Haus. Ein fremdes Haus. Nicht ihres. Scheiße, nicht ihres.

»Was ist hier los?«

Sie hörte die Schritte des Mannes hinter dem Wagen auf dem Kies, und dann verdunkelte sich das Fenster. Erschrocken fuhr sie zurück. Er beugte sich zu ihrem Fenster herab. Sein Gesicht war von einer schwarzen Sturmhaube verhüllt.

Da erst wurde sie panisch.

Sie hörte seine Stimme durchs Glas. Langsam, deutlich.

»Wir sind hier mitten im Nirgendwo. Wenn du schreist, wird dich niemand hören. Und noch wichtiger: Wenn du schreien solltest, werde ich dir die Finger deiner rechten Hand brechen. Und wenn du dann noch mal schreist, schneide ich sie dir ab. Verstanden?«

Er hatte nicht die Spur eines Akzents, und doch war irgendetwas komisch an seiner Stimme.

Sie rutschte über den Rücksitz zurück zur anderen Tür. Adrenalin rauschte durch sie hindurch, und das Bedürfnis, hier wegzukommen, hier rauszukommen, überlagerte alles andere.

Doch er war schneller. Die Tür in ihrem Rücken ging auf, und eine Hand packte sie an der Schulter. Er war stark.

Wehr dich! Kämpf um dein Leben! Wehr dich!

Ohne zu schreien.

Sie hämmerte mit der Faust gegen das Seitenfenster und hielt sich mit aller Kraft am Türgriff fest, während der Mann versuchte, sie rücklings hinauszuziehen.

Er packte sie am Stoff ihres Kleides, legte einen Arm um ihren Hals und drehte sie herum. Sie trat nach ihm, spürte aber gleichzeitig, wie er sie aus dem Wagen hob. Er schleppte sie den ganzen Weg zum Haus, und sein

Griff um ihre Kehle schnürte ihr die Luft ab. Ihr Blick zuckte erst nach unten, dann zur Seite. Steinstufen und marmorne Säulen zu beiden Seiten markierten den Eingang, aber sie hatte keine Zeit, sie sich genauer anzusehen, da sie in einen dunklen Flur gezerzt wurde. Sie konnte nicht atmen. Spürte, wie einer ihrer bequemen Schuhe sich von ihrem Fuß löste und irgendwo in der Dunkelheit zurückblieb. Sie trat aus, kratzte ihn am Arm, versuchte, ihre Finger einzusetzen, um sich aus seinem Griff zu befreien, aber es half nichts. Ihre Fersen schleiften über den Boden.

Dann blieb er stehen, verlagerte seinen Griff und nahm sie in den Schwitzkasten. Endlich bekam sie besser Luft. Dann traten sie durch eine Tür. Eine unerwartete Stufe. Ein Treppenhaus, vermutete sie, aber sie hätte es nicht beschwören können. Dazu war es zu dunkel.

Aus Angst, in die Finsternis zu stürzen, ließ sie sich widerstandslos die Stufen hinunterführen. Unten angekommen schob er sie noch einige Schritte vor sich her und lockerte schließlich den Arm um ihren Hals, doch noch ehe sie die Möglichkeit hatte, sich aus seinem Griff herauszuwinden, stieß er sie mit beiden Händen nach vorne, und sie landete hart auf dem Boden.

Sie hörte, wie hinter ihr eine Tür ins Schloss fiel, und sprang auf. Für einen Moment überlagerten ihr Keuchen und das Adrenalin den Schmerz, den sie bei ihrem Sturz verspürt hatte.

»Lass mich wieder raus, du Arschloch! Mach die Tür auf! Sofort!«

Sie stand in der Dunkelheit und tastete über die Tür, versuchte, die Klinke zu finden oder irgendetwas, womit sie sich öffnen ließe. Mit aller Kraft hämmerte sie dagegen. »Lassen Sie mich raus!«

Sie drosch auf die Tür ein, bis ihre Hand zu sehr wehtat.

Dann nahm sie die andere Hand.

Und da hörte sie es – eine Stimme aus der Wand, begleitet von einem knisternden Rauschen. Sie legte den Kopf schief und lauschte.

»Du bekommst Essen, und du bekommst Wasser. In der Tür befindet sich eine Luke, die nur von außen geöffnet werden kann und durch die du mit Essen und Wasser versorgt wirst. An manchen Tagen wird dein Essen eine kleine Extrazutat beinhalten, damit ich sauber machen kann. Du wirst nicht erfahren, wann das der Fall ist. Wenn du brav bist, muss ich dich nicht umbringen.«

Dann verstummte die Stimme wieder. Sie stand still da und versuchte verzweifelt, mehr zu hören. Vorsichtig wich sie von der Tür zurück. Sie streckte die Arme aus, und ihre Augen versuchten, sich an die Umgebung zu gewöhnen.

Doch da war kein weiteres Geräusch mehr außer ihrem eigenen Keuchen, ihrem schweren Ein- und Ausatmen. Sie streckte die Arme zu beiden Seiten aus und zuckte zurück, als sie eine glatte Oberfläche berührte.

Sie holte tief Luft. Sie konnte die Panik kaum mehr unterdrücken. Sie konnte die Wände um sich herum nicht sehen, aber sie konnte sie bereits spüren. Wie sie immer näher zusammenrückten.

Sie war allein in der Dunkelheit.

1

Sonntag, den 27. Januar 2013

Tag eins

Eine frische morgendliche Kälte lag über dem Sefton Park und den angrenzenden Straßen. Der Nebel verzog sich gerade erst über die Baumwipfel. Ein Stück vom Gehweg zurückversetzt säumten Reihenhäuser die gegenüberliegende Straßenseite, und die Blaulichter mehrerer Einsatzwagen hatten bereits Grüppchen verschlafener Gaffer angelockt. Sie standen auf dem Gehweg und traten in der Morgendämmerung von einem fröstelnden Fuß auf den anderen. Für gewöhnlich wechselten sie kaum ein Wort, aber die Aufregung zu solch früher Stunde hatte sie aus ihren Häusern gelockt und sogar dafür gesorgt, dass sie sich miteinander unterhielten. Früher einmal hatten diese Häuser ganze Familien beherbergt. Mittlerweile waren die meisten in Wohnungen unterteilt, die für sechsstellige Summen verkauft wurden.

Detective Inspector David Murphy richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Park auf der anderen Straßenseite. Es war keiner jener familienfreundlichen Parks mit Schaukeln und Rutschen, sondern Hektar um Hektar Grünfläche, wunderbare alte Bäume und genügend Raum, um jedes Mal wieder etwas Neues zu entdecken, wenn man dort spazieren ging.

Sogar die eine oder andere Leiche, die unangemeldet dort auftauchte.

Normalerweise waren es Selbstmörder, die von irgend-einem Baum hingen oder immer noch ein paar Tabletten in der Hand hielten, in der Hoffnung, dass niemand sie finden möge, ehe es vorbei war.

Manchmal war es aber auch etwas anderes.

Er sah die Lichter in der Ferne. Blau und rot zuckten sie hin und her. Das stetige Muster schien einen geradezu hypnotischen Effekt auf diejenigen zu haben, die versuchten, tiefer in den dahinterliegenden Park zu spähen. Murphy saß bei abgeschaltetem Motor in seinem Wagen und versuchte, sich zu sammeln, um dann auszusteigen und hinüberzugehen. Die Lichter der Streifenwagen, die vor seinem Citroën parkten, wurden von der dunklen Karosserie zurückgeworfen, und das Armaturenbrett blitzte im schnellen Takt.

Murphy löste den Sicherheitsgurt, beugte sich nach vorne und versuchte, an den Lichtern und den Menschen, die sich um den Park herum versammelt hatten, vorbeizublicken. Als er feststellte, dass er so nichts erkennen würde, ließ er sich wieder in den Sitz zurück-sinken.

Er kratzte sich am Kinn. Er hatte sich am Vorabend rasiert. Sein Bart sah seiner Ansicht nach jetzt ordentlich getrimmt aus und nicht mehr nur so, als wollte er ein Doppelkinn kaschieren. Er unterdrückte ein Gähnen, öffnete die Fahrertür und streckte seine langen Beine hinaus. Ein leichter Muskelkater in den Waden sagte ihm, dass er es auf dem Crosstrainer am Abend zuvor wohl ein bisschen zu gut gemeint hatte, als er sich noch ein paar Pfunde hatte abtrainieren wollen.

Er war noch nicht einmal eine Viertelstunde wach ge-

wesen, als seine Vorgesetzte angerufen hatte. Der Tag war also noch nicht mal eine Stunde alt, als er sich schon auf den Weg zu der Leiche einer jungen Frau machte.

Murphy mochte es nicht, wenn ein Tag auf diese Weise begann. Erst recht ein Sonntag. Ein Anruf von der Arbeit, noch ehe er die erste Tasse Kaffee hatte trinken oder eine Scheibe Toast hatte essen können. Oder sich etwas Ordentliches angezogen hatte.

Der Tod konnte unfassbar egoistisch sein.

»Murphy?«, hatte er sich am Handy gemeldet, nachdem er das Gerät irgendwann in der Tasche seiner Jeans auf dem Schlafzimmerboden gefunden und wild auf dem Display herumgetippt hatte, um das Gespräch entgegenzunehmen.

»David?«

Murphys Schultern waren hinabgesackt. Detective Chief Inspector Stephens. Außerhalb der regulären Arbeitszeiten bedeutete das in aller Regel nichts Gutes.

»Was ist passiert?«

»Wir haben eine Leiche. Ziemlich verdächtig. Liegt im Sefton Park.«

»Scheiße. Schlimm?«

»Ich hab noch keine Einzelheiten.«

»Und ich soll ...«

»Warum würde ich Sie sonst anrufen, David? Ich bin schließlich nicht der Weckdienst.«

»Es ist nur ... weil es doch schon ein Weilchen her ist ... Ich hatte schon gedacht, dass ich auch die nächsten sechs Monate bei den Einbrüchen bleiben würde.«

»Na und? Jetzt ist es eben was anderes.«

»Wer arbeitet mit mir?«

»Rossi oder Tony Brannon. Ihre Entscheidung.«

»Na super. Die beschissene Qual der Wahl oder wie?«

»Also wirklich, Murphy. Hat man Ihnen nicht beigebracht, dass in Anwesenheit einer Lady nicht geflucht wird? Und überhaupt – in der Not frisst der Teufel Fliegen. Wie lange brauchen Sie?«

Murphy klemmte sich das Telefon zwischen Schulter und Ohr und angelte nach seiner Anzughose, die neben der Jeans am Boden lag. »Welches Ende?«

»Welches Ende wovon?«

»Vom Park.« Tiefer Seufzer.

»Oh. Aigburth Drive. Immer den Lichtern nach. Sieht so aus, als wäre schon das halbe Revier dort.«

Murphy zog den Reißverschluss hoch und schnüffelte an dem Hemd, das er tags zuvor getragen hatte. »Ich bin in zwanzig Minuten da.«

Fünf Minuten später verließ er das Haus, fuhr rückwärts aus der Einfahrt und auf die Straße hinaus. Stellte fest, dass zwanzig Minuten wohl ein bisschen zu optimistisch gewesen waren. Er würde vermutlich sogar jetzt, am frühen Morgen, doppelt so lange brauchen, selbst ohne den üblichen Berufsverkehr durch den Tunnel. Er schüttelte den Kopf, biss sich auf die Unterlippe und bog von der schmalen Straße, die den kleinen Häuserblock umgab, nach rechts ab. Er fluchte innerlich, weil er bei seiner Ankunft erst einmal mühsam den Stand der Dinge würde erfragen müssen.

Die Fahrt zog sich, aber wenigstens gab ihm das die Möglichkeit, vollends aufzuwachen. Innerhalb von fünf Minuten erreichte er die Zufahrt zum Wallasey-Tunnel, der The Wirral mit Liverpool verband.

The Wirral war nicht immer sein Zuhause gewesen. Wenn er ehrlich war, nannte er es erst seit wenigen Monaten so. Historisch betrachtet hatte es stets im Schatten Liverpools gelegen, war aber zugleich immer schon wohl-

habender gewesen als weite Teile der Nachbarstadt. Heutzutage war ihre Verbundenheit offensichtlicher. Während der Westen von The Wirral immer noch verhältnismäßig reich war – vor allem in West Kirby und Heswall –, hatte das Werftensterben in Cammell Laird im Osten auch The Wirral ein paar Armutsviertel beschert. Die Jugendlichen sprachen dort mittlerweile sogar eine Art Liverpoolscher Akzent, wenn auch eine verfälschte Version. Murphy fühlte sich hier wohl, auch wenn die kleinen, feinen Unterschiede tagtäglich spürbarer wurden und an ihm nagten.

Er liebte Liverpool. Die Menschen, die Architektur, die Geschichte. Aber er brauchte etwas Abstand. Dass er in der City arbeitete, reichte für den Moment völlig.

Er nutzte seinen Mautsender, als er die Mautstation am Wallasey-Tunnel erreichte, fuhr schneller als die erlaubten vierzig Meilen pro Stunde unter dem Mersey hindurch und traf trotzdem erst vierzig Minuten nach dem Anruf ein.

Der Januarmorgen war feucht und kalt. Er stieg aus, schloss den Reißverschluss seines Mantels und marschierte auf das Absperrband zu, das eilig zwischen die Pfosten über den Parkweg gespannt worden war und das Gelände dahinter als Tatort markierte. Hohe Bäume zu beiden Seiten der breiten Hauptstraße warfen dunkle Schatten und erschwerten ihm die Sicht. Ein paar uniformierte Beamte standen am Parkeingang Wache. Er zückte kurz seinen Dienstaussweis und wurde durchgewinkt.

In einiger Entfernung konnte er geschäftiges Treiben am Rand eines Kieswegs ausmachen, der die Rasenfläche zerschnitt und tiefer in den Park hineinführte. Das Geschehen schien sich hauptsächlich auf einem Stück Wiese abzuspielen, das am oberen Ende von einer Baumreihe

begrenzt wurde. Murphy senkte den Kopf gegen den auffrischenden Wind und schritt darauf zu.

»Sir!«

Detective Sergeant Laura Rossi, Tochter italienischer Einwanderer. Keine einsiebziger groß, langes dunkles Haar. Eine beeindruckende Erscheinung, von den breiten Schultern, die sie ganz leicht untersetzt wirken ließen, bis hin zu der klassisch römischen Nase, die ihr Aussehen vervollkommnete. Die meisten alleinstehenden und nicht wenige der liierten Kollegen hatten sich an sie herangeschmissen und waren kläglich gescheitert. Murphy selbst war keiner von ihnen gewesen. Mit langen Schritten kam sie auf ihn zu, strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und schob sie sich hinters Ohr.

»Alles klar bei Ihnen?«

»Was ist passiert?«, fragte er sie, als sie sich gegenüberstanden.

»Erst mal einen guten Morgen, Sir.«

Murphy blickte auf sie hinab. Sie war mindestens zwanzig Zentimeter kleiner und wog nur halb so viel wie er. Er lächelte sie an, als sie zu ihm hochsah, bis ihm wieder einfiel, wo sie sich befanden, und er einen ernsten Gesichtsausdruck auflegte. Trotzdem war er froh, dass sie da war. Irgendwie – gänzlich ohne Grund, schließlich hatte er keine eigenen Kinder – hatte er das Bedürfnis, sich um sie zu kümmern, eine Art Vaterfigur für sie zu sein. Er glaubte, es lag daran, dass sie noch so unerfahren war. Dass sie jemanden brauchte, der sie anleitete. Was ihm allerdings, falls es sich hierbei wirklich um einen Mordfall handeln sollte, nicht besonders in den Kram passte – erst recht nicht, wenn man seinen letzten Einsatz dieser Art in Betracht zog.

»Schießen Sie los. Und hören Sie endlich auf, mich Sir zu nennen. Wie oft soll ich es Ihnen noch sagen?«

»Natürlich. Entschuldigung, Sir. Junge Frau, heute Morgen gegen sechs von Held auf vier Pfoten aufgestöbert. Voll bekleidet. Keine Spuren – außer der Leiche selbst, und die lag ausgestreckt unter einem Baum.«

Murphy sah sich um und entdeckte, auf wen sie angespielt hatte. Der Mann unterhielt sich gerade mit ein paar Streifenbeamten. Ein älterer Herr, etwa Mitte sechzig, der angeleinte Hund direkt an seiner Seite.

»Hat er irgendwas sagen können?«

»Nicht viel. Der Hund ist hoch zu den Bäumen gelaufen, er ihm hinterher, und da hat er das Mädchen gefunden.«

»Ist der Schwachkopf auch da?«

Rossi sah ihn mit großen Augen an. »Wer ist denn der Schwachkopf?«

Murphy grinste. Der Liverpooler Akzent und ihr südländisches Aussehen passten einfach nicht zusammen.

»Brannon. Ist er auch da?«

Mit der Hand vor dem Mund versuchte Rossi, ihr Lachen zu verbergen. Ihre Fingernägel sahen eher abgekaut als manikürt aus.

»Ja, er hat sich schon auf die Jagd nach Spuren begeben. Zumindest hat er es so ausgedrückt.«

»Gut. Dem Fettsack wird ein bisschen Bewegung guttun. Ist die Spurensicherung schon da?«

»Kam ungefähr zwanzig Minuten vor Ihnen.«

»Irgendwelche anderen Zeugen?«

»Derzeit noch nicht.«

»Alles klar. Haben Sie sich die Leiche schon angesehen?«

Rossi schüttelte den Kopf.

»Na dann, lassen wir sie mal nicht länger warten.«

Murphy marschierte auf den Fundort zu und legte seine XL-Latexhandschuhe an. In der Ferne hinter den

Bäumen sah er den großen Kuppelbau des Palmenhauses, das den Mittelpunkt des Parks bildete. Die großen Glasfronten wirkten im diesigen Morgenlicht stumpf und leblos.

Murphy und Rossi betraten das Zelt, das über der Leiche errichtet worden war. Die Bäume dahinter standen dichter, und der Boden, der nach dem harten Winter immer noch nicht vollständig getaut war, knirschte unter ihren Füßen. Darüber hinaus waren nur das Klicken und Surren von Kameras zu hören.

Murphy sah auf die Frau hinab. Anfang zwanzig, vermutete er. Durchschnittliches Aussehen, konservativ gekleidet, roter Pullover mit V-Ausschnitt und schwarze Hose. Nur ein Ohrring – was bedeutete, dass der andere entweder verloren gegangen oder als Souvenir mitgenommen worden war. Er tippte auf Letzteres. Wie immer. Man ging besser immer vom Schlimmsten aus. Meistens behielt er damit recht.

Vorsichtig, um nicht auf irgendetwas Wichtiges zu treten, machte er einen Schritt zur Seite und blieb vor den Füßen der Leiche stehen. Betrachtete sie aufmerksam. Sie hatte bereits die typische Totenblässe angenommen: weißlich, jeglicher Farbe beraubt, als das Blut aufgehört hatte, durch ihre Adern zu fließen. Ihre Kleidung sah neu aus, ungetragen. Die Knitterfalten an ihrem Pullover schienen eher von der Verpackung zu stammen als vom Tragen.

Sie hatte alle viere von sich gestreckt, die Arme über dem Kopf, die Beine ebenfalls zu einem V geformt. Es sah sorgfältig arrangiert aus, unnatürlich, wie eine Pose. Und genau das war vermutlich auch die Absicht dahinter, dachte Murphy. Aber es war ihr Gesicht, das seinen Blick anzog. Hinter halb geschlossenen Lidern starrte sie geradezu durch ihn hindurch. Blaue, glasige Augen. Der

Letzte, den sie gesehen hatten, war derjenige, der sie hier zurückgelassen hatte. Ihre Lippen waren leicht geöffnet und offenbarten die obere Zahnreihe. Hässliche rote Male an ihrem nackten Hals.

Dr. Stuart Houghton, von seinen Freunden nur Stu genannt, kauerte neben ihr. Er war schon leitender Pathologe der Stadt gewesen, als Murphy angefangen hatte zu arbeiten. Sein graues Haar wurde allmählich dünner, seine Haltung gebeugter, selbst wenn er sich aus der üblichen Arbeitsposition erhob. Seine untersetzte, gedrungene Statur hatte sich lediglich um die Mitte herum weiterentwickelt, wo er einen immer umfangreicheren Wanst kultivierte. Er drehte sich zu Murphy um.

»Was haben wir, Dr. Houghton?«

»Dave! Das wurde aber auch Zeit.«

Murphy tat so, als würde er ihn mit dem Zeigefinger erschießen. »Sie wissen doch genau, dass ich den Namen Dave nicht leiden kann. Immer noch ganz der Alte. Außerdem wusste ich, dass Sie längst vor Ort sind. Also, was können Sie mir bisher verraten?«

»Ist das Ihre Ermittlung?«

Murphy zuckte mit den Schultern. »Ich tue nur, was man mir sagt.«

Houghton schürzte die Lippen. »Von mir aus. Ich kann Ihnen noch nicht allzu viel sagen.« Er deutete auf die junge Frau. »Genau so wurde sie gefunden: mit ausgestreckten Armen und Beinen wie bei einem Luftsprung, nur eben im Liegen. In unmittelbarer Umgebung der Leiche haben wir bislang keine weiteren Spuren sichern können. Sie ist seit ungefähr zwölf Stunden tot. Kein Ausweis, keine Handtasche, kein Geldbeutel, nichts. Für alles andere werden Sie das Obduktionsergebnis abwarten müssen. Wir nehmen sie jetzt mit.«

»Was macht das Ganze verdächtig?« Murphy kannte die Antwort bereits, legte es aber darauf an, den Mediziner noch ein wenig zu piesacken.

Houghton murmelte etwas Unverständliches vor sich hin, ehe er mit seinem Vortrag fortfuhr: »Wie Sie zweifelsohne erkennen konnten, hat sie Hämatome am Hals, die auf einen Erstickungstod schließen lassen. Der Notarzt, der hier als Erster eingetroffen ist, hat sie jedenfalls sofort gesehen und – wie ich meine, zu Recht – beschlossen, die großen Jungs zu alarmieren.«

Murphy sah sich das Mädchen noch einmal genauer an. Unter dem Kinn prangten große Flecken, die allmählich dunkler wurden. Außerdem hatte sie ein Muttermal – oder einen großen Leberfleck – auf der linken unteren Halsseite. Es hatte die Farbe von schwarzem Kaffee.

»Ist sie hier gestorben?«

»Da bin ich mir noch nicht sicher, aber ich vermute, nein. Wir haben keine Anzeichen für einen Kampf gefunden. Das Gras ist einzig und allein hier um den Körper herum plattgedrückt.«

»Wenn Sie irgendwelche anderen Merkmale außer dem Leberfleck finden sollten, lassen Sie es mich wissen. Und wir brauchen den Obduktionstermin.«

Houghton nickte und wandte sich wieder der Leiche zu.

Mit Rossi an seiner Seite verließ Murphy das Zelt. »Wir unterhalten uns mit dem Zeugen, und dann versuchen wir herauszufinden, um wen es sich handelt.«

Rossi nickte und stapfte sofort auf den Hundehalter zu, während Murphy die Latexhandschuhe abstreifte und sich noch mal kurz umsah. Er erkannte diverse Gesichter von früheren Tatorten wieder. Einigen nickte er zum Gruß zu.

Niemand blieb stehen, um mit ihm zu reden. Das war nicht weiter verwunderlich. Er warf einen letzten Blick zurück auf das Zelt, auf die Streifenbeamten, die das Gebüsch und den Untergrund in der näheren Umgebung absuchten, und wandte sich dann wieder seiner Aufgabe zu.

2

»Das ist Eddie Bishop«, sagte Rossi und kam mit dem Hundebesitzer auf Murphy zu. Bishop war ein grauhaariger, leicht gebeugt gehender Mann. Ein kleiner Jack Russell lief neben ihm her. Gelb verfärbte Zähne grinsten Murphy schief an, und eine runzlige Hand griff die Leine fester, um den Hund bei Fuß zu halten.

»Wir haben nur ein paar Fragen an Sie, Mr. Bishop.«

»Nennen Sie mich Eddie.«

»In Ordnung, Eddie.« Murphy hatte sofort den weichen Liverpooler Akzent wahrgenommen, den nur mehr die älteren Bewohner der Stadt an den Tag legten. »Sind Sie öfter hier unterwegs?«

»Zweimal am Tag, gleich am Morgen und dann am Abend noch mal.«

Murphy sah, wie Rossi sich in einem kleinen Buch Notizen machte. »Und Ihr Hund hat das Opfer gefunden?«

Eddies Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, als er schilderte, wie er seinen Hund neben der jungen Frau entdeckt hatte. »Schreckliche Sache! Es wird sehr, sehr lange dauern, bis ich darüber hinwegkomme, das kann ich Ihnen versichern.«

»Haben Sie irgendetwas bemerkt, was heute Morgen anders war als sonst? Ganz egal, was?«

Eddie schüttelte den Kopf. »Es war alles wie immer, nur ich und Floyd ...« Er zeigte auf seinen Hund.

Murphy verabschiedete sich von Eddie mit dem Hin-

weis, dass man seine Aussage zu Protokoll würde nehmen müssen, und versprach ihm, ihn auf dem Laufenden zu halten, obwohl er wusste, dass dies nicht passieren würde.

»Haben wir noch was?«, fragte er Rossi, die immer noch mit ihrer Mitschrift beschäftigt war.

»Unten am Eingang steht jemand, der den Kollegen von der Streife erzählt, er hätte was gehört. Das sollten wir vielleicht auch noch überprüfen.«

»Okay, das machen wir jetzt gleich.«

Doch zuerst sah Murphy sich noch einmal um. Der Park war groß genug, um sich darin verlaufen zu können. Weite Rasenflächen und dazwischen immer wieder kleinere Waldstücke.

»In der Nacht ist man hier praktisch unsichtbar«, sagte er zu Rossi, als sie gemeinsam zum Eingang zurückliefen.

»Stimmt. Der perfekte Ort für solche Dinge. In den frühen Morgenstunden kommt man hier bestimmt herein und wieder hinaus, ohne dass einen irgendjemand bemerkt.« Sie duckte sich unter dem Absperrband durch. »Bin ich dabei, wenn Sie den Zeugen befragen? Ich meine, bin ich Ihnen in dieser Sache als Partnerin zugeteilt?«

Murphy hielt inne. »Überlegen Sie mal. Wir haben in den vergangenen rund zwei Jahren immer wieder zusammengearbeitet, nicht wahr?«

Rossi nickte langsam.

»Ist es in dieser Zeit je vorgekommen, dass ich mit Brannon arbeiten wollte?«

Grinsend salutierte sie. »Ich gehe nur eben rüber und hole ein neues Notizbuch aus dem Wagen.«

Murphy sah ihr nach, als sie auf ihr Auto zusteuerte, das sie auf der gegenüberliegenden Straßenseite abge-

stellt hatte. Sie wirkte aufrecht und selbstsicher. Der Hosenanzug stand ihr gut.

»Sir! Sir!«

Murphy wandte sich um – und seufzte theatralisch. »Was wollen Sie, Brannon?«

DS Brannon blieb keuchend stehen und stützte sich mit beiden Händen auf die Knie. »Ich ... Entschuldigung ...« Dann richtete er sich wieder auf. »Ich wollte nur wissen, ob ich irgendetwas tun kann.«

»Haben Sie denn nicht längst irgendwas zu tun?«

»Ich dachte nur ... Vielleicht haben Sie ja noch eine spannendere Aufgabe für mich. Ich bin die ganze Zeit auf und ab gelaufen und hab das Gebüsch durchforstet und bin fix und fertig.«

»Brannon, Rossi arbeitet mit mir zusammen. Beim nächsten Mal vielleicht. Aber ich brauche die Aussagen von allen, die hier am Park in der Nähe des Eingangs wohnen. Organisieren Sie das.«

»Aber ...«

Murphy grinste in sich hinein. Dann kehrte er Brannon den Rücken und schlüpfte ebenfalls unter dem Absperrband hindurch. Brannon war im Grunde nicht verkehrt. Er war eher anstrengend als inkompetent, und er war nicht einmal mehr ein Fettsack, aber der erste Eindruck blieb nun mal an einem kleben.

Die Kollegen am Eingang waren mittlerweile von Anwohnern umzingelt, die in Erfahrung bringen wollten, was in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft geschehen war. Murphy zwängte sich zwischen ihnen hindurch und überhörte geflissentlich die Fragen eines älteren Mannes mit zerzaustem Haar, der nur einen Morgenmantel und Pantoffeln trug.

Er nahm den Kollegen beiseite, der eben noch ver-

sucht hatte, den Herrn zu beschwichtigen. »Wer ist der Mann, der behauptet hat, er hätte was gehört?«

»Das Großmaul dort drüben.«

Typisch, dachte Murphy. »Okay. Wo wohnt er?«

Der Constable zeigte auf das Haus direkt gegenüber vom Parkeingang.

»Schicken Sie ihn heim. Wir sind in einer Minute bei ihm.«

Als sie auf das Haus zgingen, war Murphys erster Gedanke, dass es ein bisschen groß wirkte für einen einzigen Bewohner. Als sie über die Schwelle traten, war sein zweiter Gedanke, dass es nicht groß genug war für seinen Bewohner und die Unmenge an Plunder, den er zu besitzen schien.

Im Hausflur stapelten sich mehr als einen Meter hoch bündelweise Zeitungen. Es sah aus, als seien sie mit altem Zwirn zusammengeschnürt. Die bloßen Treppenstufen auf der gegenüberliegenden Seite waren ebenso voll mit Papier, nur dass sich dort Zeitschriften statt Zeitungen stapelten. Während Murphy die erste Tür ansteuerte, die vom Flur abging, stach ihm der Geruch saurer Milch in die Nase. Er war froh, dass er am Morgen nicht mehr dazu gekommen war zu frühstücken. Rossi war ein paar Schritte hinter ihm, und Murphy warf ihr einen Blick zu, um zu sehen, ob der Geruch sie bereits erreicht hatte. Ihr Gesichtsausdruck sprach Bände.

»Wir bringen's schnell hinter uns.«

»Definitiv. Oder ich muss sofort wieder gehen.« Sie hielt sich eine Hand vor den Mund.

In dem riesigen Wohnzimmer stieß Rossi beinahe mit Murphy zusammen, als er abrupt stehen blieb.

»Grundgütiger!«

Das Zimmer war voll. Die einzig erkennbare Stelle, die man betreten konnte, war dort, wo Murphy jetzt stand. Kleine tragbare Fernseher thronten bedrohlich schwankend auf Mikrowellengeräten ohne Fronten. Geschirr stapelte sich auf einem Kaminsims, gegen das obendrein eine Tür ohne Glaseinsätze lehnte. Das hier war das weltgrößte Jenga-Spiel – nur dass hier Haushaltsgegenstände statt Holzklötzchen verwendet worden waren.

»Wer ist da?«

Die Stimme schien aus den Untiefen des Durcheinanders zu kommen, welches Murphy sich nicht anders zu erklären wusste, als dass sie es hier mit dem Ergebnis einer lebenslangen Anhäufung von Dingen durch eine Person zu tun hatten, die nie auch nur das Geringste wieder weggeworfen hatte.

»Hallo? Ich bin Detective Inspector Murphy, und das hier ist Detective Sergeant Rossi.« Doch als Murphy sich zu Rossi umwandte, war dort niemand mehr.

Na super.

»Ich hab zu tun. Können wir das Ganze bitte schnell hinter uns bringen?«

Murphy duckte sich und versuchte, den Ursprung der Stimme ausfindig zu machen. Etwas Braunes blitzte in einer Lücke in der Konstruktion auf.

»Verraten Sie mir Ihren Namen?«

Ein vernehmlicher Seufzer. »Arthur Reeves.«

»Aha. Und Sie leben hier allein?«

»Sehen Sie sonst noch jemanden?«

»Ich kann noch nicht mal Sie sehen, Mr. Reeves.«

Ein leises Kichern. »Wohl wahr. Aber kommen wir zur Sache. Ich hab gestern Nacht ein Auto gehört. Es fuhr die Straße auf und ab und hat mich aufgeweckt, da bin ich aufgestanden und hab aus dem Fenster geguckt. Ich

konnte nicht wirklich viel erkennen, weil hier nur wenige Straßenlaternen stehen, aber der Wagen blieb jedenfalls vor dem Parkeingang stehen. Erst nahm ich an, dass jemand einen Parkplatz gesucht hätte, aber dann fuhr der Wagen wieder an und direkt in den Park hinein.«

Murphy richtete sich auf. »Ist Ihnen an dem Wagen irgendetwas aufgefallen? Die Farbe, das Modell, vielleicht das Kennzeichen?«

»Nein, leider nicht. Wie gesagt, es war mitten in der Nacht. Könnte dunkelblau oder dunkelrot gewesen sein. Sah aus wie ein ganz normales Auto – oder ein Lieferwagen. Ein kleiner Lieferwagen.«

»In Ordnung. Und wann war das genau?«

»Ungefähr um vier, glaube ich, vielleicht auch um fünf oder drei oder irgendwann dazwischen. Ich dachte, vielleicht könnte das wichtig sein, wenn man bedenkt ...«

Nicht gerade der frühe Durchbruch, den Murphy sich erhofft hatte. »Noch irgendwas?«

»Tut mir leid. Ich hab mich gleich wieder hingelegt. Ich hab nicht weiter darüber nachgedacht, bis die ganzen Streifenwagen hier aufgetaucht sind.«

»Danke, Mr. Reeves.« Murphy tätschelte sich den Oberschenkel. »Das war sehr hilfreich.«

»Wirklich?«

»Na klar. Ein Kollege wird Ihre Aussage zu Protokoll nehmen. Aber fürs Erste können Sie wieder an die Arbeit gehen.«

Als Murphy aus dem Zimmer trat, stand Rossi plötzlich direkt vor ihm. »Da sind Sie ja.«

»Ich bin dem Gestank nachgegangen«, flüsterte sie. »In der Küche stehen ungefähr zweitausend leere Milchflaschen. Natürlich nur grob geschätzt. Ich denke mal, er war es leid, sie alle auszuspülen.«

»Verschwinden wir.«

Als sie das Haus verließen, schilderte Murphy ihr, was er in Erfahrung bringen können. »Was halten Sie von ihm?«, fragte er, als er mit seinem Bericht fertig war.

»Nur einer dieser Messies, glaube ich. Wir sollten das Gesundheitsamt informieren. So zu wohnen ist doch lebensgefährlich.«

Murphy stimmte ihr zu. »Wo ist die nächste Überwachungskamera?«

»Drüben an der Kreuzung zur Ullet Road. Das ist fast eine Meile die Straße rauf. Ich kümmere mich darum.«

»Und was ist mit der anderen Richtung?«

Rossi schnalzte mit der Zunge. »Da gehen einige Nebenstraßen ab. Wenn unser Mann von dort raufgefahren wäre, könnte er praktisch von überallher gekommen sein. Also alle Kameras in der Richtung?«

Murphy nickte. »Ist wohl am besten, alle zu überprüfen.«

»Und was machen wir jetzt?«

Sie waren wieder am Eingang zum Park angelangt. Der Morgennebel hatte sich verflüchtigt, und bald schon würde die Wintersonne die letzten Wolken durchbrechen. Murphy konnte immer noch kleine Atemwölkchen vor seinem Mund erkennen. »Wir müssen herausfinden, wer sie war. Zurück aufs Revier, die Vermisstenlisten durchforsten und sehen, ob irgendeine Beschreibung auf sie zutrifft.«

»In Ordnung. Wir treffen uns dort.«

Murphy wendete in einer schmalen Sackgasse und schlug den Weg in Richtung Polizeirevier ein. Als er die Ullet Road hinter sich gelassen und die Hauptstraße in Richtung Zentrum erreicht hatte, war der Gegensatz perfekt:

In der Ferne tauchten halb fertige Gebäude auf, und die Gegend schien nur mehr aus Baugerüsten und Kränen zu bestehen. Der Mersey verlief zu seiner Linken, blieb aber hinter Lagergebäuden und Wohnblocks unsichtbar. Rechter Hand lag Toxteth. Das Viertel hatte sich immer noch nicht gänzlich von den Unruhen vor dreißig Jahren erholt.

Liverpool war eine Stadt der Gegensätze. Hell und dunkel. Fußballmillionäre und Kinderarmut. Wohnbaracken und gläserne Bürokomplexe.

Murphy schätzte all das gleichermaßen. Nahm all das mit heim und versuchte, es sich zu erklären. Wie das Leben der Einwohner einer einzigen Stadt so unterschiedlich ausfallen konnte. Dann erinnerte er sich wieder daran, dass alle Großstädte die gleichen Probleme hatten, nicht nur Liverpool. Liverpool war in dieser Hinsicht nicht anders als andere Städte.

Er rief sich zur Räson und wandte seine Gedanken wieder dem Mord an der jungen Frau zu, und prompt war das alte Gefühl von Resignation wieder da. Ein Fädchen, das sich aus dem Hintergrund seines Lebens löste. Ausgefranst, angerissen. Es lief Gefahr kaputtzugehen. Er hatte ein mulmiges Gefühl. Keine Aufregung, eher etwas anderes. Das er nicht so leicht würde verdrängen können.

Angst.

3

Samstag, den 18. Februar 2012
Elf Monate zuvor

Rob Barker war einfach nur durchschnittlich. Er war durchschnittlich groß, hatte einen durchschnittlichen Körperbau, ein durchschnittliches Einkommen, spielte durchschnittlich Fußball.

Niemand hätte ihn je besonders genannt. Er gewann keine Pokale und keine Urkunden.

Er lebte in einem durchschnittlich großen Haus mit einem durchschnittlichen Gärtchen. Sein Auto war durchschnittlich teuer gewesen.

Wenn in Zeitschriften oder Zeitungen vom »durchschnittlichen 25- bis 40-Jährigen« geschrieben wurde, fühlte er sich angesprochen. Er entsprach sämtlichen Kriterien.

Und zwar absichtlich. Er hatte sich zwanghaft um Unauffälligkeit bemüht und darum, ab dem entscheidenden Alter von Anfang dreißig nichts mehr zu tun, was ihn von anderen unterschied. Denn schlimme Dinge widerfuhren normalen, durchschnittlichen Leuten nicht. Diese Lektion hatte er schon früh verinnerlicht.

Bloß nicht übermütig werden. Nicht nach mehr streben, als du bewältigen kannst.

Schlimme Dinge widerfuhren all jenen, die sich exponierten, die sich zu weit übers Geländer lehnten und das

Leben geradezu herausforderten, sie ins Visier zu nehmen. Es war besser, unter dem Radar zu bleiben und glücklich und zufrieden durchs Leben zu gleiten.

Und doch war da eine Sache im Leben, die er nicht hatte kontrollieren können.

In wen er sich verliebt hatte.

Schlau, humorvoll und schön. Jemma war all das – und mehr. So viel mehr. Sie war intelligent, geistreich und die schlechteste Köchin, die Rob je kennengelernt hatte. Einmal hatte sie ein ganzes Paket Nudeln in die Mikrowelle gesteckt. Es wäre in Ordnung gewesen, hätte sie die Nudeln erst aus der Verpackung genommen und in Wasser gelegt.

Jemma war weg.

Und es war seine Schuld.

Am Morgen war Rob von der Stimme eines ausgemusterten schottischen Fußballers geweckt worden, der sich über eine Rote Karte in einem Spiel beschwerte, das Rob nicht gesehen hatte. Die Freuden von talkSPORT. Er kam langsam zu sich, lauschte für einen Augenblick dem Radio und hatte diesen Moment, in dem er sich fragte, wo er war, bevor die Normalität ihn wieder einholte. Es hatte immer schon eine Weile gedauert, bis er vollends wach war. Er hatte einen tiefen Schlaf, wie Jemma wiederholt festgestellt hatte. Aber mit dem Radiowecker und erst recht, wenn ein Sportprogramm lief, fiel es ihm leichter, schnell wach zu werden, um sich für die Arbeit fertig zu machen.

Sie hatte ihm am Vorabend eine SMS geschickt und Bescheid gegeben, dass sie spät heimkommen würde. Rob hatte so getan, als wäre es in Ordnung. Alles gar kein Problem. Aber insgeheim hatte er Angst gehabt. Wie

würde sie nach Hause kommen? Um eine solche Uhrzeit konnte ihr einfach alles zustoßen. War ihr das wirklich egal?

Er traute ihr nicht. Er konnte sich nicht daran erinnern, ihr je getraut zu haben. Es war einfach zu gut. Zu schön. Sie stritten sich so gut wie nie. Es fühlte sich nicht echt an. Beziehungen waren nicht so perfekt.

Ihre Seite des Bettes war leer. Das überraschte ihn nicht. Damit hatte er gerechnet.

»Unten. Sie ist unten.« Seine Stimme hörte sich fremd an, irgendwie verängstigt. Er war sich sicher, dass sie nicht unten sein würde, aber er wollte so lange wie möglich so tun, als wäre alles in bester Ordnung. Doch in seinem Hinterkopf schrillte eine Alarmglocke, sobald er sich einzureden versuchte, dass sie wohlbehalten nach Hause gekommen war. Denn das war nicht der Fall.

Er setzte sich im Bett auf, schwang die Beine über die Bettkante und zog sich die Sachen über, die er in der Nacht zuvor einfach von sich geworfen hatte. Eine blaue Jogginghose und ein Fußballtrikot. Rot.

Es war zu ruhig. Nicht mal ein leises Schnarchen war von unten zu hören. Wenn Jemma Alkohol getrunken hatte, neigte sie dazu, leicht zu schnarchen. Er hoffte, sie im Wohnzimmer auf dem Sofa liegen zu sehen, wo sie nach einer durchzechten Nacht ihren Rausch ausschließ.

Doch er war nicht überrascht, als er es leer und still vorfand.

Allmählich ergriff ihn die Panik. Er war aufgewühlt, rieb sich den Bauch und überlegte, ob noch Rennies im Arzneischränk waren.

Wie reagiert Mr. Durchschnitt, wenn seine Freundin eines Nachts nicht nach Hause kommt? Ruft er sofort die Polizei an? Ihre Freunde ... ihre Mutter? Er schwitzte,

und Nervosität machte sich in ihm breit. Er musste sich konzentrieren.

Was hatte er nur getan?

»Ruhig«, flüsterte er sich zu. »Bleib ganz ruhig.«

Rob setzte Wasser auf und machte sich eine Tasse Kaffee. Zweieinhalb Teelöffel Zucker. Einen Schuss Milch. Die frühe Morgensonne schien durch das Fenster in die leere Küche und wurde von der Tür des Mikrowellengeräts reflektiert, das er kaum je benutzte. Die Küche sah genauso aus, wie er sie am Vorabend verlassen hatte. Nichts hatte sich verändert. Es stand immer noch alles an seinem Platz.

Seit sie hier eingezogen waren, war sie abends kaum mehr ausgegangen. Rob hätte es ihr niemals untersagt, doch sie hatte es einfach vorgezogen daheimzubleiben, sich einen Film oder irgendeinen Mist im Fernsehen anzuschauen, während er neben ihr auf dem Sofa gesessen und mit seinem Laptop gespielt hatte. Sie hatte nie unglücklich dabei gewirkt.

Trotzdem glaubte er zu wissen, dass sie es war. Warum sonst sollte sie so lange wegbleiben?

Er hatte sie dazu überredet, mit ihren Freundinnen auszugehen. Hatte ihr gesagt, sie brauche etwas Spaß, solle mal wieder das Nachtleben genießen, zu affiger Musik tanzen und sich ein paar Drinks genehmigen. Er werde ihr natürlich nicht im Weg stehen, wenn sie sich amüsieren wolle. Solange sie auf sich aufpasse. Das war auch schon alles. Sie sollte sich nicht in Gefahr begeben.

Sie hatte nicht auf ihn gehört. Ganz offensichtlich nicht. Das hatte sie verdammt noch mal noch nie getan, und genau das war das Problem. Hätte sie nur auf ihn gehört, würden sie beide jetzt beisammensitzen und frühstücken.



Luca Veste

Die Lektion des Todes

Psychothriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38320-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2015

Psychologische Hochspannung für alle Leser von Simon Beckett und »Danach« von Koethi Zan

»Das Mädchen, das Sie gefunden haben, ist nicht mein erstes Experiment. Und es wird nicht das letzte sein.« In Liverpool wird die Leiche einer Studentin gefunden. Daneben ein Brief, der ein verbotenes psychologisches Experiment beschreibt. DI David Murphy hält den Brief für ein Ablenkungsmanöver – bis weitere Leichen auftauchen. Auf der anderen Seite der Stadt versucht Rob Barker, seinen eigenen Verlust zu verarbeiten. Vor knapp einem Jahr verschwand seine Freundin spurlos. Rob wurde verdächtigt, doch es gab keinerlei Beweise. Und zwischen beiden Fällen scheint es eine erschreckende Verbindung zu geben ...